



1925-12-25

## Die Ochsen von Topolschik: Eine Geschichte aus dem sterbenden Österreich

Eugenie Schwarzwald

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Schwarzwald, Eugenie, "Die Ochsen von Topolschik: Eine Geschichte aus dem sterbenden Österreich" (1925). *Essays*. 1623.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1623](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1623)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

# Die Ochsen von Topoltschik.

Eine Geschichte aus dem sterbenden Oesterreich.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

In allen Schullesebüchern — aus diesen beziehe ich meine Weltkenntnis — steht eine schöne Geschichte: die Geschichte von den unmerklichen und unbemerkten Boten des Todes. Auch ich weiß eine solche Geschichte aus der Sterbestunde der Mittelmächte im Sommer 1918. So oft ich sie erzähle, weiß ich nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Denn sie beweist, daß alles, was wir damals erlebt haben, entfesselter Dilettantismus war. Dilettanten haben den Krieg verschuldet, geführt, verloren, gewonnen, den Frieden verzögert, übereilt, verpaßt, geflicht, Dilettanten haben das Hinterland regiert, verwaltet, die Wirtschaft umgekrempelt, verwüstet, reformiert, saniert und was noch alles mehr.

Da auch ich auf keinem Gebiete Fachmann war, fing ich an, mich auf allen zu betätigen, vor allem auf dem Gebiete der Kinderversendung, denn das war das Tröstlichste, für mich und für sie. Von einer der 72 Kinderkolonien jenes Sommers will ich erzählen. Das war so.

Ein Badeort im Süden der Monarchie wurde gepachtet, dort sollten Kinder und Erwachsene in Lusthütten wohnen. Alles war höchst verlockend, nur ein Hindernis gab es: die slawische Bevölkerung weigerte sich, den deutschen Kindern Lebensmittel zu verkaufen. Mit der Energie der Verzweiflung, die man damals hatte, schickte man Waggon um Waggon mit Lebensmitteln nach dem Süden, um die 250 Menschen drei Monate lang zu ernähren. Um Fleischbelieferung wandte man sich an das Volksernährungsamt. „Machen S' an Eingab'!“ sagte der Beamte. Das geschieht, und nach wenigen Tagen schon bekam man den Bescheid, das Fleischamt einer nahegelegenen Stadt werde der Ferienkolonie lebende kroatische Ochsen zuweisen. . . .

Am 20. Juni fahren die Kinder ab und bald kommen wahre Jubelhymnen nach Wien. „Wie märchenhaft schön es sei, so möge etwa die Stimmung im Paradies gewesen sein, als Menschen und wilde Tiere noch zusammen lebten. Die Gesellschaft wäre auf das beste zusammengesetzt. Die Erwachsenen seien wahre Freunde der Jugend, die anwehenden Künstler freigebig mit ihrer Kunst, reizende Mädchen und liebe Kinder das Publikum. Es werde erzählt und diskutiert und getanzt und im Ferien getafelt und zur Laute gesungen. Die Lust schmecke wie ein kostbarer Trank und es gebe ungezählte Pilzarten und die Blumen dufteten so stark, daß man sie schon drei Minuten vorher röche. Nur eines sei unangenehm: es sei bisher noch kein Fleisch gekommen.“ Die Wiener Zentrale reklamierte sofort und bat um Zusendung der versprochenen Ochsen. Zwei wären genug, wir hätten nicht das Geld, um mehr zu kaufen.

Der nächste Bericht enthielt noch eine Steigerung: „Das Conto. leben habe sich noch verschönt und vertieft. Sei es die warme Therme, in der die Menschen badeten, das Morgenluftbad auf der Wieje oder der Dauerlauf über Waldpfade, jedenfalls seien alle Menschen besser und schöner geworden. Nur die Köchin sei mürrisch, sie könne sich an die vegetarische Kost nicht gewöhnen. Tatsächlich böte die Nahrung wenig Abwechslung, da noch kein Fleisch gekommen sei.“ Darauf wurde von Wien aus beim Fleischamt abermals reklamiert.

Im dritten Wochenbericht hieß es, „das Heim sei das Wunder der Gegend: unsere Proletarienkinder wären auf allen Schloßern rings umher wie zu Harje, die Leute aus der kleinen Stadt in der Nähe kämen oft am Nachmittag, weil sie hofften, den kleinen Rudi Serkin zu hören, der, mit nichts als einer russischen Bluse und einer Schwimmhose bekleidet, täglich die schönsten Bach- und Mozart-Konzerte gebe. Karin Michaelis habe schon mit allen Hunden weit und breit Freundschaft geschlossen, und einen, der rändig sei, besuche sie täglich. Die kleinen Brüderchen, Zwillinge, die von der Flucht vor den Russen her so nervös gewesen seien, könne man zwar noch immer nicht unterscheiden, aber schon wären sie wesentlich ruhiger und sogar zu Witzgen ausgelegt. So habe sich der eine lehtin zweimal waschen lassen und der Bruder gar nicht, alles nur, um die Fürsorgerin zum Narren zu halten. Kurz, alles gedeihe wie durch einen Zauber, nur eines sei schade, es gebe, obwohl die ganze Gegend im üppigsten Reichtum blühe, kein Gemüse und kein Obst zu kaufen. Das Fleisch sei bisher ausgeblieben.“

Es war Ende Juli. Nie werde ich den Zug von Nymphen, Dryaden, Eifen, Trollen und anderen Waldgeistern vergessen, die aus dem geheimnisvoll-dunklen Walde zu meinem Empfang hervorbrachen. Hier war einmal eine Gemeinschaft, die Ansätze zur Vollkommenheit in sich trug, also durfte nichts unerfüllt bleiben, auch wenn es nur ein nicht gerade geistiges Bedürfnis nach Rindsuppe war.

So drachtete ich am Dienstag an das Fleischamt: „Erbitte dringend Zusendung versprochener Ochsen.“ Am Donnerstag schon kam die Antwort: „Zwei kroatische Ochsen auf Ihre Gefahr unterwegs.“

Alle Kinder wollten die Ochsen von dem weit entlegenen Bahnhof abholen und ich ließ sie gewähren, obwohl ich fühlte, daß dies eine unpädagogische Handlung sei. Mit Blumen und Bändern geschmückt, wurden sie eingebracht, und nun schien auch die letzte Wolke vom Ferienhimmel gewichen zu sein. Es verging eine Woche, von der ich nichts mehr weiß als die Melodie des Liedes: „Indianer, Japaner und Eskimos, die Welt gehört uns allen und die Welt ist groß.“ Tagsüber hörte man mit Wonne diesen Triumphgesang des Lebens. In der Nacht aber, allnächtlich ging ein furchtbares Gewitter nieder, dachte man daran, daß für diese Kinder die Welt jedenfalls nicht sehr groß sein werde. Wie klein, konnte man damals noch nicht wissen.

Am nächsten Donnerstag bekam ich ein Telegramm: „Zwei kroatische Ochsen auf Ihre Gefahr unterwegs.“ Um Gottes willen, was war geschehen? Wir sollten ja nur zwei kriegen, und wie wollte ich vier bezahlen! Aber das nützte nun nichts. Sie waren da, einige Freiwillige meldeten sich, die Ochsen von der Bahn zu holen und zugleich ein Telegramm an das Fleischamt aufzugeben, welches lautete: „Haben statt zwei Ochsen vier erhalten warum?“ Darauf kam keine Antwort.

Dafür kam am nächsten Donnerstag ein Telegramm: „Zwei kroatische Ochsen auf Ihre Gefahr unterwegs.“ Ich geriet in gelinde Verzweiflung. Das war bereits materieller Untergang für die Kolonie. Aber was tun? Man konnte die Tiere unmöglich auf dem Bahnhof verkommen lassen. Kinder zum Einholen fanden sich diesmal nicht, und so schickten wir den nicht sehr anmutigen slawischen Hausverwalter, nennen wir ihn kurzweg Jurk, denn er hieß wirklich so, auf die Bahn. Er war kein sehr glanzvolles Empfangskomitee, denn er hatte es, wie unsere Kinder sagten, „saust dick hinter einem Ohr“ und sah insgedessen ziemlich verwegen aus. Jetzt wurde die Sache ernst. Ich telegraphierte ans Fleischamt: „Bitte inständigst weitere Zusendung von Ochsen zu unterlassen.“ Die Kolonie war gefährdet. Wir mußten Futter kaufen, Unterkünfte suchen. Glücklicherweise reiste am gleichen Tag ein Lehrer nach Wien. „Bitte, lieber Freund,“ sagte ich, „machen Sie Aufenthalt in der Stadt, wo das Fleischamt zu Hause ist, und bitten Sie die Herren auf den Knien, uns nichts mehr zu schicken.“ Er versprach es und ich bekam ein Telegramm von ihm: „Sie werden künftig unbelästigt bleiben.“

Aber er hatte sich geirrt. Diesmal kam die Schreckensnachricht schon am Mittwoch: „Zwei kroatische Ochsen auf Ihre Gefahr unterwegs.“ Ich holte sie diesmal selbst ab und versuchte auf dem Bahnhofe einen kleinen Viehhandel anzufangen. Mein Mißersolg war katastrophal: Die Leute lachten mir ins Gesicht. Nur eine Wiener Kinderkolonie, sagten sie ließe sich kroatische Ochsen senden, sie hätten mehr Fleisch als sie zu essen vermöchten. Gebrochen kam ich nach Topolichitz zurück und wälzte nun in zwei schlaflosen Nächten die Frage: Welche Erlässe verbieten die Versendung von Ochsen nach Wien? Was kann mir geschehen, wenn ich es dennoch tue? — Zu fragen wagte ich niemanden, weil bei dem labilen Gleichgewicht aller Menschen um jene Zeit jede Beunruhigung vermieden werden mußte. Endlich war ich mit mir selbst einig. Mehr als vier Wochen Gefängnis würde ich nicht bekommen, da ich mit dem Finanzministerium durch verwandtschaftliche Bande verknüpft war. Nun ja. Ob aber die Erlaubnis von diesem ausging und nicht etwa gar vom Kriegsministerium? Wer konnte das wissen? Wer hatte damals eine Ahnung, was er durfte, konnte, sollte, mußte? Kurz entschlossen bestellte ich für Sonntag einen Waggon, der sechs Ochsen nach Wien bringen sollte, um sie meinen dortigen Gemeinschaftsküchen zuzuführen, geschehe was da wolle! Aber schlafen konnte ich nicht.

Schon um sechs Uhr morgens ließ ich meinen Freund, den Hofrat, wecken. Er war ein gelehrter Desterreicher, er mußte wissen, was zu tun sei. Zuerst fragte ich ihn: „Kannst du mir eine Erklärung geben, warum man mir immer Ochsen schickt?“ Er sagte: „O ja, sogar zwei Erklärungen. Entweder sagt der Direktor des Fleischamtes jedesmal, wenn ein Telegramm von dir einläuft und er nach der Unterschrift gesehen hat, ohne es zu lesen, zu seinem Expedienten: „Ich bitt' sie, schicken sie der Querculantin wieder einmal zwei Ochsen, damit sie eine Ruh' gibt. Die Person hat nämlich Verbindungen in Wien“, oder der Direktor telegraphiert fortwährend nach Kroatien an den Viehaukäufer Abjagen, die diesen nicht erreichen. Darf ich dir sagen, was ich glaube?“ „Bitte, ich kann alles hören.“ „Die Zusendung von Ochsen wird nie aufhören. In Desterreich hat noch nie etwas aufgehört. Höchstens, daß Desterreich selbst aufhört.“ „Bitte“, sagte ich, mach' keine Witze. Ich lasse einspannen und du fährst bei allen Fabrikanten und Gutsbesitzern in der Nachbarschaft herum und schaust, daß sie dir die Ochsen zu unserem Selbstkostenpreis abkaufen. Schildere ihnen die Schönheit der Ochsen und die Not unserer Kolonie. Ich glaube, ich glaube, du wirst es können. Du hast so ein gewisses Etwas.“

Strahlend vor Siegersfreude fuhr er morgens weg, völlig erledigt kam er abends heim. „Die Leute haben mich ausgelacht,“ sagte er, „die Preise haben sie „echt österreichisch“ gefunden — das schlimmste Schimpfwort, das sie kennen.“

Ein strahlend schöner Sonntag brach an, der Tag der Abreise der Ochsen. Auf dem wunderbaren Platz vor dem Haupthaus versammelten sich Tiere, Kinder und Erwachsene; es war ein schmerzlicher Moment. Gerade läuteten die Mittagsglocken. Die äußerste Spannung lag auf allen Mienen, als plötzlich ein Jüngling auf einem weißen Zelter heransprengte. Seine Haltung war so, daß man nur das weiße Taschentuch des Parlamentärs vermisse. Für mich aber war er einer. Er war der Sohn eines Fabrikbesizers aus der Gegend, der sich bereit erklärte, der Kinderkolonie die Ochsen abzukufen, wenn er sie um den halben Preis bekommen könne. Noch einmal gingen mir alle Fährlichkeiten durch den Kopf: werden sie lebend ankommen, wird man mir erlauben, sie für unsere Gemeinschaftsküchen zu verwenden oder wird man mich einsperren? Und ich sagte bebend vor Aufregung: Ja.

Als ob ein geliebter Kranker vom Arzte plötzlich als genesen erklärt worden wäre, solche Stimmung entstand mit einem Schlag. Die Kinder jauchzten, sangen und tollten; die Erwachsenen lustwandelten durch die Laubengänge; das Mittagessen das an diesem Tage aus Kartoffeln und Karotten als Hauptgericht, Hasferreis mit Himbeerjast als Mehlspeise bestand, wandelte sich zu einem lukullischen Mahl. Es war einer jener Tage, wie es sie nur in Büchern gibt. Am Nachmittag entfaltete sich ein besonders festliches Leben. Da spielten die Kinder und jungen Menschen auf dem Freilufttheater, welches uns die Natur bot, den „Sommernachtstraum“ mit einer Liebenswürdigkeit und Eindringlichkeit, die keine künstlerische Regie zu erreichen vermag. Stundenweit waren die Menschen hergereist, dieser Aufführung anzuwohnen, und helle Festesfreude lagerte über allen. Und gar als es Abend wurde! Die langen Tafeln konnten die Gäste nicht fassen. Fortwährend wurde das Wasserglas der Freundschaft gehoben, um irgend jemand leben zu lassen; das dürstige Essen wurde gepriesen, ich selbst hatte alle Sorgen vergessen. Da wurde mir gemeldet, ein neuer Gast sei angekommen. Ich ging ihn empfangen, es war ein Freund von mir, einer jener Menschen, die durch besondere Zartheit der Empfindung und Höflichkeit des Herzens alle Dinge um sich herum heillos verwirren und durchkreuzen. Er war um acht Tage zu spät gekommen, wie immer. Seine Miene verriet nichts Gutes. „Ist bei dir zu

Hause etwas geschehen?“ fragte ich erschrocken. „Rein, aber du hast etwas getan, was ich nie für möglich gehalten hätte“, sagte er. „Auf dem Bahnhof haben sie mir erzählt, daß du seit Donnerstag dort zwei Ochsen stehen hast, um die du dich nicht kümmerst. Ist das deine berühmte Organisationsgabe? Und bist du deshalb Ehrenmitglied des Tierschutzvereins?“ „Ich werde gleich um sie schicken“, sagte ich kreideweiß. Aber es war einer jener Abende, an denen Trauer einfach nicht aufkommt. So muß Menschen zumute sein, die, vor einem Erdbeben oder sonst einer Katastrophe stehend, noch ein letztesmal froh sein wollen um jeden Preis. Da fiel mein Blick auf meine treue Sekretärin. Sie saß da, in sich zusammengesunken, völlig vernichtet. Tragische Seelenzustände junger Frauen auf Liebe zurückzuführen, ist mir selbstverständlich. Sie war verlobt; der Mann, den sie liebte, war hier, das konnte nichts anderes zu bedeuten haben als Bruch, Schluß. „Komm mit mir“, sagte ich und begab mich mit ihr abseits. „Bitte, sag, was hast du?“ — „Nichts.“ — „Ich flehe dich an, sag mir, was du hast.“ — „Niemals“, jagte sie mit einem Ausdruck, der der Duse Ehre gemacht hätte. „Ich befehle dir, mir die Wahrheit zu sagen.“ — „Jedem Menschen, Frau Doktor, nur dir nicht. Du darfst es einfach nicht wissen.“ Die Verzweiflung verlieh meiner Stimme Eiseshälte. „Ich spreche in meinem Leben kein Wort mehr mit dir, wenn du mir nicht die Wahrheit sagst.“ Sie zog ein Telegramm aus der Tasche und überreichte es mir schweigend. Ich öffnete es und las: „Sieben kroatische Ochsen auf Ihre Gefahr unterwegs.“ — „Aber,“ sagte ich, „was geht dich das an? Das Telegramm ist ja an die Lederfabrik in Sch. gerichtet.“ Erlösungstränen tropften aus ihren Augen. „Aber Frau Doktor“, sagte sie, „du begreifst doch, daß ich nicht weiterlesen konnte, als ich sah, daß wir wieder sieben Ochsen bekommen. Ich kann doch nichts dafür, daß die Post alles, was mit Ochsen zusammenhängt, an uns zustellt.“ — „Nun, diese Ochsen sind an uns glücklich vorübergegangen“, jagte ich heiter, und wir gesellten uns zu der Gesellschaft, die gerade unter Bäumen den Reigen tanzte: „Wir sind zwei Musikanten und kommen aus Neuwaldegg.“

Am nächsten Morgen reiste ich nach Wien ab. Die Honoratioren der Gegend und meine ganze Kolonie waren zum Abschied auf dem Bahnhofe versammelt. Lieder, Tränen, Wünsche, Reden, schwere Trennung, als wenn man wüßte, daß man zum letztenmal im weiteren Vaterland sei. Endlich ein Ruck, der Zug setzt sich in Bewegung. Da kommt ein menschliches Wesen herangesaußt — unser alter Schuldiener, der Herr Wunderlik, ein Original, läuft ein paar Schritte mit dem Zuge mit und schwingt hysterisch ein Telegramm: „Frau Doktor, bitte schön, zwei kroatische Ochsen auf unsere Gefahr . . .“ Den Rest verweht der südslawische Wind.

Ich fürchte, auch jetzt kommen noch immer kroatische Ochsen nach Topolschitz. Aber das ist keine österreichische Angelegenheit mehr.